

Vorwort

Mode und Gender

Gertrud Lehnert, Jenny Bünnig, Miriam von Maydell

Mode und Weiblichkeit – diese Verbindung scheint immer noch selbstverständlich und wird durch das viel größere Angebot modischer Kleidung, die für Frauen produziert und zum Kauf angeboten wird, gleichsam „objektiv“ belegt. Zahlen zeigen, dass der Umsatz für Herrenbekleidung in Deutschland und in Europa insgesamt tatsächlich ca. 40 Prozent geringer ist als der für Damenbekleidung: Der Markt für Bekleidung in Europa beträgt laut Prognose im Jahr 2018 386 862 Mio. Euro; davon entfallen auf das größte Segment Damenbekleidung 149 090 Mio. Euro, auf Herrenbekleidung 95 413 Mio. Euro.¹ Diese Differenz ist aussagekräftig.

In der Vormoderne war Mode dagegen eine Frage des sozialen Standes und weniger des Geschlechts. Kleiderordnungen schrieben vor, wer was tragen durfte. Das änderte sich langsam im 18. Jahrhundert, als die Idee des „Geschlechtscharakters“ aufkam (Hausen 1976).² Die Unterschiede der Geschlechter wurden verabsolutiert. Man war der Ansicht, dass sie sich auf allen Ebenen – physischen und psychischen – manifestieren. Frauen und Männer galten fortan als grundsätzlich verschiedene Geschöpfe, die sich idealerweise komplementär ergänzen. Mode wurde im Zuge dieser neuen Auffassungen von Menschen und Geschlechtern zunehmend als „Frauensache“ wahrgenommen und als triviale Unterhaltung für gelangweilte bürgerliche Frauen diffamiert, so zum Beispiel auch von dem sonst durchaus umsichtig argumentierenden Georg Simmel (1983 [1905]).³ Bis heute wird Mode – nicht zuletzt im akademischen Kontext – sozial abgewertet, ungeachtet ihrer immensen wirtschaftlichen Bedeutung im globalen Kontext. Und natürlich erweist sich der „große männliche Verzicht“ (Flügel 2014)⁴ auf bunte, abwechslungsreiche, fantasievolle Kleidung – kurz: auf das Sich-Schmücken –, den der britische Soziologe John Carl Flügel 1930 beklagt, letzten Endes als Machtzuwachs. Denn Männer, so impliziert Flügel, haben bei allem Vergnügen an ästhetischer und erotischer Selbstgestaltung (das Flügel als anthropologische Konstante setzt) Wichtigeres zu tun, als sich mit Mode abzugeben.

Es ist also vielleicht kein Zufall, dass sich ein großer Teil der eingereichten Beiträge zu diesem Band über Mode und Gender mit Mode als weiblicher Praxis befasst. Und selbstverständlich impliziert eine genderspezifische Untersuchung *auch* den Fokus auf spezifisch weibliche Modepraktiken. Aber „Gender“ bezieht alle möglichen Geschlechter ein, der Begriff zielt auf kulturelle Machtmechanismen und deren Entstehung, Per-

1 <https://de.statista.com/outlook/90020000/102/herrenbekleidung/europa#market-revenue>, Zugriff am 31.05.2018.

2 Karin Hausen (1976). Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (S. 363–393). Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

3 Simmel, Georg (1983 [1905]). Die Mode. In Georg Simmel, *Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne*. Gesammelte Essays (S. 26–51). Berlin: Wagenbach.

4 Flügel, John Carl (2014). Die Psychologie der Kleidung. In Gertrud Lehnert, Alicia Kühn & Katja Weise (Hrsg.), *Modetheorie. Klassische Texte aus vier Jahrhunderten* (S. 111–125). Bielefeld: transcript.

petuierung und Unterlaufung. Daher bedeutet die Auseinandersetzung mit Mode und Gender auch, die scheinbar selbstverständliche Verbindung von Mode und Weiblichkeit zu hinterfragen.

Mode kann im engeren Sinne definiert werden als Umgang von Menschen mit vestimentären Artefakten: als Sich-Kleiden, Sich-Schmücken, Sich-Verwandeln – für sich allein, mehr aber noch in sozialen Zusammenhängen, durch Adaptation sozialer (Kleidungs-)Normen oder auch durch deren Verweigerung (vgl. z. B. Kawamura 2005; Lehnert 2013).⁵ Im weiteren Sinne ist Mode eine Dynamik, die sich aus dem ständigen Wechsel von Alt und Neu begründet; Mode schafft wirksame soziale und ästhetische Normen, deren Bruch jedoch vorgesehen ist und durchaus von der nächsten Mode adaptiert, d. h. produktiv in Mode zurückverwandelt werden kann. Modekleidung ist Kleidung, die als Mode entworfen, produziert, auf dem Markt angeboten und von Konsument*innen gekauft und getragen wird. Kleider werden zu Mode durch ständige Zuschreibungen, an denen neben den Konsument*innen viele Instanzen beteiligt sind, die schon aktiv werden, bevor die neue Mode in die Läden kommt. Dazu zählen etwa die Gatekeeper*innen, das sind Fachleute, die früh Zugang zu den Kollektionen haben, eine Auswahl treffen und diese weiter verbreiten, die Modepräsentationen auf Fashion Weeks, die Werbung, die Berichterstattung in Modezeitschriften und anderen Medien – und mittlerweile auch Blogger*innen und die sogenannten Influencer*innen, die sich und ihre „Styles“ auf einschlägigen Events und online präsentieren und heute fast wichtiger scheinen als die früheren Stars der Mode wie Models, Schauspielerinnen und andere Berühmtheiten.

Den beschleunigten gesellschaftlichen Ausdifferenzierungen entsprechend gibt es, anders als noch in den 1950er-Jahren, längst keine einheitliche, verbindliche Mode mehr. „Mode“ bezeichnet inzwischen ein riesiges Spektrum von Kleidung unterschiedlicher Stile, Qualitäten und Preise, die allesamt Neuheit, Individualität und zugleich Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Segmenten versprechen (wie es schon der Philosoph Christian Garve Ende des 18. und der Soziologe Georg Simmel Anfang des 20. Jahrhunderts diagnostizierten). Mode ist paradoxerweise andauernde Liminalität, modisches Handeln ist strategisch geplant als ein Übergangshandeln: Mode ist nur dazu da, sich zu ändern, sie mag Stabilität versprechen und markiert doch immer nur den Übergang zu einem (vermeintlich) neuen (modischen) Zustand.

Mode gendert. Mode konstituiert und moduliert Identitäten, die immer auch Geschlechtsidentitäten sind oder als solche gelesen werden. Mode als menschliches Handeln mit vestimentären Artefakten bringt ästhetische Körper hervor, die, unabhängig davon, ob sie einer biologischen Norm ähneln oder nicht, immer vor allem die Materialisierung eines ephemeren, vielleicht ideal gedachten Körpers sind, des „Modekörpers“, also der für kurze Zeit unauflöselichen Verbindung von Körper und Kleid, die mehr ist als die Summe ihrer Teile (Lehnert 2013: 51ff.). Der Modekörper ist individuell und sozial zugleich, er ist integrales Element des Habitus. Wir werden lesbar, weil wir Kleider tragen und weil wir sie auf bestimmte, geschlechtlich kodierte Weisen tragen.

Indem Mode gendert, schließt sie (in Normierungen) ein – und gleichzeitig schließt sie auf, nämlich Möglichkeiten des Unterlaufens von Geschlechternormierungen. Klei-

5 Kawamura, Yuniya (2005). *Fashion-ology. An Introduction to Fashion Studies*. Oxford, New York: Berg. Lehnert, Gertrud (2013). *Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis*. Bielefeld: transcript.

dung funktioniert als eindeutiges Distinktionsmerkmal. Denn jede Normierung riskiert es, unterlaufen zu werden. Das gilt keineswegs nur für das Bestreben nach sozialem Aufstieg, das sich nicht zuletzt in absichtsvoll-ernsthaften Imitationen vestimentärer Stile manifestieren kann, sondern auch für ironische, parodistische oder revolutionäre De-Stabilisierungen etwa von Gendernormierungen (vgl. z. B. Geczy/Karaminas 2013; Steele 2013; Lehnert/Weilandt 2016).⁶ Davon legen beispielsweise queere Modepraktiken Zeugnis ab.

Zwar ist Mode immer noch stark heteronormativ dominiert, aber sie ist fluider geworden und bringt Identitäten jeglicher Art hervor. Auch wenn Modeperformances oft in ausschließlich dekorativem Gestus, der schlicht „Neuheit“ suggerieren soll, queere Ästhetiken und Persönlichkeiten inszenieren, so erweitert sich doch auch damit das Feld der zunächst rein visuellen Möglichkeiten. Damit öffnet es sich am Ende mehr, als es sich verschließt.

Die Modewissenschaft ist mindestens so heterogen wie die Genderforschung. Beide verbindet das Konzept des Performativen, das den Prozess des Hervorbringens von Identitäten und Bedeutungen im Handeln ins Zentrum rückt. Mode und Gender sind isoliert nicht zu denken, sie beziehen sich unablässig aufeinander, sie bringen sich wechselseitig hervor und modifizieren sich fortlaufend.

Dieses Heft eröffnet Blicke – nicht auf Mode und Gender insgesamt, sondern auf ausgewählte und durchaus charakteristische Beispiele menschlichen Modehandelns. Das Spektrum der fünf Aufsätze im Schwerpunktteil reicht von vestimentären Praktiken von gesellschaftlich als deviant beurteilten Menschen bis zur Überlegung, welche Strategien Künstlerinnen einsetzen und welche Freiräume sie nutzen, um sich durch ihre markanten Kleidungsstile als Künstlerinnen zu positionieren. Dass unzählige andere Themen hätten behandelt werden können, steht außer Frage; hier geht es um Anregungen und um die Andeutung einer großen Vielfalt.

Den Auftakt bildet *Maria Weilandts* Vorschlag, die Modeforschung durch intersektionale bzw. interdependente Perspektiven zu erweitern, die es ermöglichen, die Komplexität modischer Praktiken verschränkt mit der Komplexität von Genderpraktiken in den Blick zu nehmen. Konkret erläutert sie das an zwei Beispielen: der Instagram-Plattform „dapper“, die sehr ernsthaft modische weiße Cis-Männer präsentiert, und an dem Modeblog „DapperQ“, der ironisch-queer die in „dapper“ inszenierten Männlichkeiten parodistisch anverwandelt. Damit werden die scheinbar stabilen Kategorien Gender und Mode immer wieder aufs Neue destabilisiert.

Julia Hahmann konzentriert sich in ihrem Aufsatz auf modische Selbstgestaltung als Form des Empowerments von (weiblichen) Individuen. Ausgehend von der Funktion von Kleidung als Material sozial und individuell funktionierender Identitätskonstruktionen für Normkörper, richtet sie den Blick auf einen Blog von und für übergewichtige Frauen und zeigt, wie es ihnen gelingt, mit ihren eigenen Kreationen und durch die Diskussionen im Blog den Ausschluss der Nicht-Normativen aus den üblichen Konsumangeboten erfolgreich zu unterlaufen.

6 Geczy, Adam & Karaminas, Vicky (Hrsg.). (2013). *Queer Style*. London u. a.: Bloomsbury. Steele, Valerie (Hrsg.). (2013). *A Queer History of Fashion: From the Closet to the Catwalk*. New Haven, London: Yale University Press. Lehnert, Gertrud & Weilandt, Maria (Hrsg.). (2016). *Ist Mode queer? Neue Perspektiven der Modeforschung*. Bielefeld: transcript.

Claudia Amsler setzt sich diskurskritisch mit der kontroversen aktuellen Diskussion über die sogenannte „islamische Mode“ in deutschsprachigen Berichterstattungen auseinander und arbeitet deren argumentative Fallstricke heraus. Der positiven Veruneindeutigung scheinbar fester religiöser oder ethnischer Bedeutungen durch vestimentäre Praktiken laufe die häufige (Re-)Aktualisierung von Stereotypen in Kommentaren und Analysen zuwider. Zunächst positiv erscheinende Aussagen verwandeln sich diskursiv wieder in Exotisierung und Vereinnahmung.

Antonella Giannone fächert in ihrer komplexen Analyse der zentralen Figur des Modells und dessen unterschiedlichen Ausprägungen in der gegenwärtigen (Alltags-) Kultur eine Vielzahl von Funktionen auf, die weit über das bloße Präsentieren von Mode hinausgehen. Models müssen demnach nicht mehr ausnahmslos einer vorgegebenen Norm völlig entsprechen, sondern es gebe inzwischen auch andere Varianten zwischen traditionell und queer. Als Typus überschreite das Model mittlerweile die Grenze zwischen Mode und Nicht-Mode und es verkörpere in ständigem Wandel prototypisch die Relation von Subjektivierung und Sozialisierung in der Moderne.

Petra Leutner analysiert verschiedene, auf Unverwechselbarkeit, Individualität und Selbstermächtigung speziell gegenüber der männlich dominierten Kunst zielende, vestimentäre Praktiken von Künstlerinnen als integrales Element ihres besonderen Habitus. Die Möglichkeit neuer Genderinszenierungen und die Tendenz zur Überschreitung des Bestehenden und Erfindung von Neuem stellen den Bezug der emanzipatorischen Bestrebungen zur vereinnahmenden Dynamik der Mode her, sodass die Stile unterschiedlicher Künstlerinnen später von Modedesigner*innen adaptiert und damit verallgemeinert werden.

Offener Teil

Eingeleitet wird der Offene Teil dieser Ausgabe durch den Beitrag von *Folke Brodersen*. In diesem geht der Autor der Frage nach, wie Heranwachsende heute ihr Coming-out erleben und gestalten. Die Analyse von 19 problemzentrierten Interviews aus dem Projekt „Coming-out – und dann ...?!“ zeigt, dass das Coming-out für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit einem Gefühl des „Drucks“ und der Erwartung eines „Spektakels“ verbunden ist. Dabei hat der Akt der Herstellung von Sichtbarkeit mittlerweile eine Eigenständigkeit entwickelt und ist selbst Zeichen der Homosexualität geworden.

Ausgehend von der Kritik an einem engen Arbeitsbegriff, untersuchen *Mona Motakef*, *Julia Bringmann* und *Christine Wimbauer* in ihrem Aufsatz, welche Missstände aus einer Perspektive des Lebenszusammenhangs als ungerecht erfahren werden, und fokussieren dabei die Dimensionen der Fürsorge und Selbstsorge. Die Autorinnen stellen drei Fallbeispiele aus ihrem qualitativen Forschungsprojekt vor und arbeiten an diesen heraus, dass nur Fürsorge normative Kraft entfalten kann. Zur Einforderung angemessener Bedingungen zur Selbstsorge fehlen dagegen meist normative Rahmen.

Dorothee de Nève und *Niklas Ferch* stellen in ihrem Beitrag eine Studie zum Wahlverhalten von LGBTIQ*-Personen vor. Im Kontext der Abgeordnetenwahl in Berlin 2016 und der Gemeinderatswahl in Wien 2015 untersuchen sie einerseits die queerpolitische Agenda der zur Wahl stehenden Parteien und andererseits das Wahlverhalten

von LGBTIQ*. Dabei lässt sich sowohl in Berlin als auch in Wien eine Präferenz für grüne Parteien feststellen, die jedoch von einer Unterstützung rechtspopulistischer Positionen begleitet wird.

Unter dem Titel „Normalisierung versus Normativität. Dem konstitutiven Außen Rechnung tragen“ richtet *Caroline Braunmühl* den Blick auf Michel Foucaults Unterscheidung zwischen Normativität und Normalisierung. Aus einer von der Arbeit Judith Butlers geprägten Perspektive auf Normativität sowie mit Blick auf Foucaults Begriffsbildung und deren Weiterentwicklung durch Jürgen Link und insbesondere durch Gundula Ludwig argumentiert die Autorin, dass diese Unterscheidung aus intersektionaler Sicht problematisch ist.

Abgerundet wird das Heft durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.